

Zeitgenössische Literatur nach 1990

Bezug zum Schülerbuch	vgl. S. 356, Vernetzungsaufgabe 1
Kurzbeschreibung des Textes	Der Schriftsteller Lukas Domcik wird von seinem Lektor bedrängt, etwas zu schreiben, was sich auch bei einem breiteren Publikum gut verkauft. Literatur sei Geschäft und im Moment würden Dokufiktionen gut ankommen, möglichst über die Nazizeit. Der chronisch klamme Autor steht vor der Entscheidung, ob er seine künstlerischen Ansprüche verteidigen oder etwas für den Massenmarkt produzieren soll. In dieser Situation erreicht ihn eine Nachricht ...
Textsorte	Roman
Epoche	Zeitgenössische Literatur nach 1990

Klaus Modick: Bestseller

3. Kapitel

Von der eher schlecht besuchten Lesung aus München zurückkehrend, fand ich entsprechend übel-launig zwei Nachrichten auf dem Küchentisch vor. Die erste war von meiner Frau Anne, die übrigens vor gut zwanzig Jahren auch schon mal die schönste Frau der Welt gewesen war. Die Notiz besagte, dass sie wegen ihrer Damendoppelkopfrunde erst spät nach Haus kommen würde. Die zweite war ein Einschreiben vom Amtsgericht Berchtesgaden, das meine Stimmung beträchtlich hob. Es wurde mir nämlich eröffnet, dass ich gemäß allerlei einschlägiger Paragraphen als Alleinerbe des Nachlasses der am 12. April 2005 in der Seniorenresidenz *Maria Hilf* in Berchtesgaden verstorbenen Frau Emma Theodora Elfriede Westerbrink-Klingenbeil, geboren am 30. März 1910 in Rüstringen, anzusehen sei und mich innerhalb einer Frist von vier Wochen zu äußern hätte, ob ich das Erbe antreten wolle.

Emma Theodora Elfriede Westerbrink-Klingenbeil? In irgendeinem düsteren Winkel meines Oberstübchens wirbelte der Name Staub auf, wollte mir aber nichts Genaues sagen. Nachdem ich mich rat- und weitgehend verständnislos durch das juristische Kauderwelsch des Schreibens buchstabiert hatte, verstand ich ein Wort jedoch sehr deutlich. Und siehe, das Wort nahm, je länger ich es ansah, eine immer verlockendere Strahlkraft an: Alleinerbe. Wer immer diese Frau gewesen sein mochte, aus welchem Grund auch immer sie mich zu ihrem Erben eingesetzt hatte – ich war es, und zwar ich allein! Seniorenresidenz in Berchtesgaden klang irgendwie edel und teuer, jedenfalls teurer als Diakonisches Altersheim in meinetwegen Magdeburg. Frau Westerbrink-Klingenbeil musste wohlhabend gewesen sein, mindestens, vermutlich reich, vielleicht sogar unermesslich reich. Anders als „nackt“ und „wahr“, ließ „reich“ sich also beliebig superlativieren. Schon der aparte Name roch geradezu nach einem riesigen Vermögen. Emma Theodora Elfriede. So hieß doch keine Arme! Und ein Doppelname wie Westerbrink-Klingenbeil klang verdächtig nach be-kennendem FDP-Mitglied – also besserverdienend.

Blieb die Frage, warum die betuchte Unbekannte ausgerechnet mich in den warmen Regen
25 ihres Nachlasses stellte. Bei genauerem Nachdenken gab es darauf nur eine Antwort: Es musste
sich um eine Verehrerin handeln, eine Mäzenatin, eine begeisterte Leserin, die auf diese Weise
dem Autor, dem sie so viele glückliche Stunden Lesezeit in der Behaglichkeit ihrer Seniorenresi-
denz zu verdanken hatte, posthum ihre Referenz aussprach. So etwas kam ja vor, und zwar nicht
nur posthum. Hatte der Multimillionär Reemtsma nicht seinerzeit Arno Schmidt eine stattliche
30 Rente zukommen lassen, auf dass der chronisch klamme, mir darin verwandte Kollege fürderhin
seine Zettelkästen füllen konnte, ohne dabei stets ans leere Konto zu denken? Warum sollte nicht,
was dem einen armen Poeten sein Reemtsma war, dem anderen seine Emma Theodora Elfriede
werden?

Um Licht in den Paragraphenschungel des Schreibens zu bringen, rief ich bei meinem An-
35 walt an, der jedoch laut Kanzleitelefonistin zu Gericht und erst morgen Vormittag wieder erreich-
bar war. Meine Erbschaft wollte gleichwohl gefeiert werden, und so kreuzte ich schon am frühen
Abend im *Bühhnen-Bistro* am Theater auf. Bei der zwangsverordneten Umstellung von D-Mark auf
Euro hatte Egon, der Wirt, wie fast jeder Gastronom der Einfachheit halber einen Umtauschkurs
von 1:1 walten lassen, was zur schlagartigen Verdoppelung sämtlicher Preise geführt hatte. Ein
40 Gläschen mäßigen Weins kostete nun so viel wie eine Flasche besseren Weins in der Weinhand-
lung. Egons Stammkundschaft hatte Boykott geschworen, war aber einer nach dem anderen mein-
eidig geworden, da die Preise anderswo auch auf Euronorm gebracht worden waren, und hatte sich
sukzessive und komplett wieder im *Bühhnen-Bistro* eingefunden. Um das Gesicht des unbeugsamen
Boykotteurs nicht ganz zu verlieren, hatte ich allerdings meine Trinkgewohnheiten insofern umge-
45 stellt, als ich bei Egon den Wein verweigerte und nur noch Bier orderte. Dieser Umstand erklärt
die Ungläubigkeit, ja Fassungslosigkeit, in die ich Egon stürzte, als ich an diesem Abend seine
rhetorische Frage, ob's ein Halber vom Fass sein solle, nicht routiniert abnickte, sondern mit dem
Wort „Champagner“ konterte.

„Hä?“, sagte er.

50 „Und zwar 'ne Flasche“, sagte ich und setzte mich auf einen Barhocker.

„Hausmarke oder was?“ Stoiker Egon hatte sich schon wieder in der Gewalt beziehungs-
weise wahrte, da es jetzt ja um Champagner ging, die Contenance.

„Den teuersten.“

„[...] endlich den Weltbestseller geschrieben, den du immer schon mal schreiben wolltest?“,
55 hakte Egon nach, was ich unfair fand. Die Sache war nämlich die, dass ich die Manuskriptabliefe-
rung meines vorvorletzten Romans *Fünf Fenster* so feucht und lange im *Bühhnen-Bistro* gefeiert
hatte, bis ich in einer vom Alk freigeschwommenen Größenwahnattacke gelallt haben soll, das wer-
de nun garantiert „voll der geile Wellbessler“. Ich konnte mich an diese hoffnungsfrohe Prognose
zwar nicht mehr erinnern, aber da es mehrere Ohrenzeugen gab, wurde sie mir gelegentlich mit-
60 fühlend bis hämisch nachgetragen, insbesondere nachdem eine Kritik dem Roman attestiert hatte,
Heimatliteratur zu sein. Egons Spitze lockte mich jedoch nicht aus der Reserve. Den Grund für
meine Champagnerlaune behielt ich eisern für mich, sonst hätte ich in kürzester Frist sämtliche
Schnorrer der Stadt, wenn nicht gar des Landes am Hals gehabt. Geteilte Freude mag ja doppelte
Freude sein, aber geteilter Reichtum macht arm.

65 Ich hatte lange genug in Hamburg gelebt, um mich an die hanseatische Lebensweisheit zu er-
innern: Geld hat man, aber man spricht nicht drüber. So zählte ich nur stillvergnügt die in der
Schale aufsteigenden Champagnerperlen. Jede signalisierte einen Tausender. Vielleicht sogar
Zehntausender. Nach der dritten Schale und hundertzwölften oder hundertdreizehnten Perle ver-
zählte ich mich, gab es auf und überlegte, was ich mit dem ganzen Schotter eigentlich anfangen
70 wollte. Endlich würde ich das Leben eines Großschriftstellers führen, das mir gemäßes Leben also.
Die Erstwohnsitzvilla am Comer See. Oder am Lago Maggiore. Nebenbei ein paar kleinere Nieder-
lassungen. Wohnungen mit Dachterrasse am römischen Campo dei Fiori und im Pariser Le
Marais, Apartment im New Yorker Greenwich Village. Meine studierenden Kinder Marie (viertes
Semester Jura in Göttingen) und Till (erstes Semester Wirtschaftswissenschaft in Freiburg) hätten
75 nun Wahlfreiheit zwischen Harvard, Yale, Princeton, Oxford. Die Studiengebühren nur noch Pea-
nuts. Das Bafög-Almosen konnte uns gestohlen bleiben. Die Künstlersozialkasse konnte mir den
Buckel runterrutschen. Was ich da monatlich an die Vermögensvernichtungsmaschine namens

Text zu Kapitel Zeitgenössische Literatur nach 1990

Rentenkasse abdrücken musste, war sowieso nichts als staatlich legalisierter Raub. Ab jetzt jedoch: Existenzangst ade! Weil Geld endlich mal eine wirkliche Rolle spielte, würde Geld in meinem Leben ab sofort keine Rolle mehr spielen.

Und dann das gewaltige, zweitausendseitige Werk schreiben, das ich immer schon schreiben wollte, das aus Geldmangel aber noch nie übers Stadium einer Größenwahnphantasie hinausgekommen war. Die literarische Welt würde in Ehrfurcht erstarren. Oder, noch besser, gar nicht mehr schreiben. Nichts mehr. Nie wieder. Die Erlösung! Ich meine, wer schreibt schon gern? Sich Romane auszudenken ist das zweitschönste Vergnügen. Inspiration. Sie zu schreiben artet leider in saure Arbeit aus. Transpiration. Mir fiel die Anekdote von André Gide ein, in der ein Nachwuchsschriftsteller den verehrten Meister darum bittet, sein Manuskript zu lesen und zu beurteilen. Sollte Gides Urteil negativ ausfallen, verspricht der Debütant in spe feierlich, nie wieder etwas zu schreiben. „Was?“, ruft da Gide aus. „Sie könnten zu schreiben aufhören und tun es nicht?“ Zwar war die Planstelle des Schweigers im Literaturbetrieb durch Wolfgang Koeppen besetzt, aber der war ja nun auch schon eine Weile tot. Über die Gründe meines Schweigens würden die Feuilletons rätseln und erneut das Ende der Fiktionen verkünden. Abhandlungen und Dissertationen über den tieferen Sinn des Ungesagten würden verfasst. Das Nicht-Geschriebene würde mein Opus Magnum, mein Autoren-Ich würde immer geheimnisumwitterter werden und schließlich zur Inkarnation der Leerstelle an und für sich avancieren.

Quelle: Klaus Modick: Bestseller. Frankfurt/Main: Eichborn, 2006, S. 25 ff.